

Klangteppich

Text von Sebastian Stratila

Fast alle Menschen, soweit sie in der Lage sind zu hören, empfinden bei dem Aufschlagen von Tönen auf ihre Ohren etwas. Ich möchte sogar soweit gehen, zu behaupten, dass dieses „etwas“, Gefallen bedeutet. Natürlich spreche ich von Geräuschen, wie Meerrauschen, Vogelzwitschern, aber auch das Kratzen von Schuhen auf Asphalt und das Knacken von Ästen im Wald, Summen und Melodien. Ja selbstverständlich auch von Musik.

Aber wie funktioniert überhaupt dieses „Hören“?

„Physikalisch gesehen ist ein Ton eine Druckwelle, die durch zwei variable Größen bestimmt wird: die Frequenz und die Amplitude.“ Steht so in meinem Physiologielehrbuch (Physiologie, Duale Reihe, 3. Auflage).

Aber ich möchte Sie nicht mit den Grundbegriffen von auditiver Physikalität langweilen, gar nerven. Ich möchte Sie kurz in die Sinnlichkeit des Hörens entführen, damit wir später bei meinem durchaus sinnlichen – kulturellen Klangteppich landen.

Die Schalldruckwelle reitet uns umgebende Luft, wird von unseren Ohrmuscheln zum ersten Mal verstärkt und quetscht sich elegant am Schmalz des äußeren Gehörgangs zum Trommelfell vor. Hier schlägt sie auf eine Kette der kleinste Knochen unseres Körpers: Hammer, Amboss und Steigbügel. Dieser Hebelmechanismus macht unsere kleine Schalldruckwelle 22-mal größer und führt sie über das ovale Fenster in die Cochlea, unserem Hörorgan. Hier wechseln sich die Luft- und Knochenleitung in einem seichten Schlag mit der Wasserübertragung ab. Denn unsere Hörschnecke besteht aus zwei Flüssigkeitsräumen, die sich aus Platzgründen in unserer Evolution zusammengerollt haben. Diese Flüssigkeitsräume haben unterschiedliche Ionenkonzentrationen, unterscheiden sich also voneinander. Und hier schlägt der Sinn des Hörens ein. Die mit den Nervenfasern direkt verbundenen Zellen sind die inneren und äußeren Haarzellen in dem mittleren Flüssigkeitsraum, dessen „Härchen“ die Tectorialmembran aufliegt. Die Tectorialmembran ist verbunden mit dem zweiten, den mittleren umschließenden Flüssigkeitsraum und wird durch unsere Schalldruckwelle bewegt. Nur 1 nm Bewegung dieser Tectorialmembran, ergo 1 nm Bewegung eines der Härchen

erzeugt ein elektrisches Signal, welches über mehrere Umschaltun­gszentren in dem fürs Hören vorgesehenen Ort unseres Gehirns, dem Temporallappen, ein Hörempfinden erzeugt. Ziemlich sensibel, oder? 1 nm Bewegung?

Ziemlich sensibel reagiere ich auf den Satz, „Kocham ciebie.“ In meiner reichlich bescheidenen Meinung ist die in diesen Worten behütete Bedeutung die Stärkste, welche dieser Planet und alle anderen Planeten, Welten, Geschichten und Träume je erfahren könnten. Und die Zunge dieser Worte ist das Polnische. Meine Mutter lehrte sie mir, als ich kaum zu sprechen vermag, in ihrem Laib, in ihrer Obhut, unter ihrem Dach. Somit schnellen andere elektrische Impulse auf meinen Elektronen-Straßen durch meinen Körper, sobald polnische Sätze oder Lieder durch meine Ohrmuscheln verstärkt werden. Mein Hörempfinden wandelt sich in ein Herz-Empfinden und ich fühle zu den polnischen Züngelnden eine dramatisch anschlagende Sympathie. Sie ist die erste Sprache, die meine Lippen passierte, und obwohl ich sie lange nicht so redegewandt zu verwenden verstehe, wie die deutsche, überrasche ich mich selbst bei jeder Konversation und jedem Singen über den Automatismus des Verstehens und des Sprechens und ihrem unbezahlbaren Wohlklang. Er schwingt im Amazonitgrün.

Eiskaltes Blau ziert hingegen meine Furcht vor den Unterhaltungen mit meiner Großmutter aus dem Land des Herren der Fledermäuse. Mein Vater transportierte uns in Zeiten der höchsten Temperaturen gerne in 24-Stunden-Non-Stop-Autofahrten über Schlaglöcher bemalte Straßen direkt zu ihr. „Eu vreau o înghețată.“ war dann der Schlüssel zur Linderung gegen die mir meinen Schweiß stehlende Hitze. Mit einem Hündchenblick und der perfekten Aussprache dieses Satzes erhielt ich von dieser gutgenährten, älteren Frau jedes einzelne Mal - ein Eis. Jedoch war es das bereits. Mehr konnte ich zu dieser gütigen Frau nicht sagen. So befinde ich mich viele Jahre später mit meiner nach Lübeck gezogenen Familie am Sonntagstisch und flehe sie an, sich mit mir auf deutsch zu unterhalten. Vergeblich. Trotzdem wirken ihre Gespräche ebenfalls wie ein Heimatgesang auf mich. Da ich weder rumänisch spreche, noch verstehe, nur Fetzen sich aus den temporalen Teilen meines Gehirns meinem Bewusstsein offenbaren, bleibe ich oft in der Melodie des Nichtverstehens. Aber es klingt so gut. Und ihr Klang schmeckt, wie kann es anders sein, nach Eis.

Neben dem Englischen und längst vergessenem Französischen schlich sich das Spanische durch die Gehirnwindungen meiner Schulzeit. Erste Berührungspunkte im Land der Stierkämpfer festigten meinen Wunsch, eines Tages die Stadt des Tangos zu besuchen. Obwohl meine Tante eine Zeitlang in Madrid lebte, verband mich zu dieser Kultur mein ganz alleiniges Interesse. Das schnelle Aneinanderreihen der Vokale und der nahtlose Sprung von Wort über Punkt zu Wort prägten sich feuerrot in mir. Als ich schlussendlich mehrfach die Anden überquerte und mich in Kolumbien verliebte, musste meine Tektorialmembran weitaus weniger als 1 nm ausschlagen, um meine inneren und äußeren Haarzellen ein elektrisches Signal aussenden zu lassen. Ich fesselte mich in meiner Bewunderung für diesen einen der vielen spanischen Akzente und verstand: Nicht nur Angeborenheit definiert Heimat.

Amazonitgrüne Fäden, eisblaue Fäden, feuerrote Fäden weben und weben sich zusammen zu meinem Klangteppich. Mit jeder Wiederholung, mit jeder Addition des Sagbaren und Singbaren, in einer Ewigen Wiederkehr aus prassenden Schallwellen und Herzschlägen empfinde ich mein ganz persönliches Heimatlied.